

"Wo Lager war, soll Stadt werden..."

Dieter Hoffmann-Axthelm

Lieber Peter,

gestern las ich in der neuen ARCH⁺, Nr. 117, deinen Beitrag zu Libeskind's Entwurf für das Kasernengelände in Oranienburg. Ich sehe: Du bist weit weg, Oranienburg ist dir fremd, du reagierst auf Papier und als Medienmann usw. Und trotzdem hat mich dein kurzer Beitrag getroffen.

Und zwar direkt, weil du zwar von der Stadt Oranienburg als Akteur redest, der Sache nach aber von mir/meiner Arbeit in und für Oranienburg die Rede ist. Vielleicht ist es ungewollt. Aber schon die anonyme Form, in der deine Kritik vorgetragen ist (Stadtverwaltungen kann man bezichtigen, ohne Namen zu nennen), verletzt, wenn man selber drinsteckt. Entweder, du wolltest mich nicht persönlich angreifen. Oder du hast nicht gewußt, daß ich es war, der im Auftrag der LEG (Landesentwicklungsgesellschaft) Brandenburg wesentlich die Intention des Verfahrens und damit seinen politischen Rahmen mitbestimmt und die entsprechenden Textteile geschrieben hat - und in diesem Falle hast du dich nicht ausreichend informiert, und ich muß voraussetzen, daß dir die weiteren - sehr massiven - Rahmenbedingungen, auf die unser Verfahren reagierte, erst recht unbekannt sind. Du hast die Verfahrensdokumentation vom März '93, und damit, mit dem ersten Teil (S.2-46), so ziemlich die komplette Ausschreibung gehabt. Daß du nur das allerwenigste gelesen hast, geht aus deinem Artikel hervor. Daß es sich um eine in jeder Hinsicht aus dem Rahmen fallende Ausschreibung handelt, das hätte dir als nicht ganz Fachfremdem selbst dann auffallen müssen. Hättest du diesen Umstand wahrgenommen, dann hättest dir auch ein weiteres klar gewesen sein müssen: daß diese Ausschreibung alle üblichen Wege passiert hat, also, kurz gesagt, von allen in der Jury vertretenen Mächten und Individuen akzeptiert worden sein mußte: Fachpreisrichtern wie Hämer und Steidle, der Stadt Oranienburg auf den üblichen unterschiedlichen Ebenen vom (aus Westdeutschland kommenden) Bürgermeister bis zum Kreisdenkmalpfleger, den am Brandenburger Gedenkstättenkonzept Beteiligten, z.B. Annette Leo, und dem Leiter der Gedenkstätte Sachsenhausen, weiter, sehr aktiv, dem zuständigen Potsdamer Ministerium, der Oberfinanzdirektion Cottbus, und nicht zuletzt der für Stadtplanung Zuständigen der LEG (Alexander Richter und Rainer Graff, beide nicht gerade als kleine beamtete Geschichtsverdränger ausgewiesen).

Ein weiterer möglicher Schritt wäre gewesen, die vorhandenen, in der Ausschreibung deutlich genug formulierten politischen Rahmenbedingungen zur Kenntnis zu nehmen (z.B. die Rolle der Polizei in diesem Stück, die allein schon ausreichte, um deine Argumentation auf einen anderen Stern zu verweisen als diese wirkliche Ex-DDR, Teil des neuvereinigten Deutschland), vor allem aber hätte es nahegelegen, sich einen Plan anzuschauen und sich klar zu machen, um welche riesigen Flächen es insgesamt geht und wo die angesprochene Fläche liegt. Ein drittes hätte es sein können, sich über die Geschichte des KZ Sachsenhausen zwischen 1936 und 1950 zu informieren. Alles das wäre, wenn man über das Verfahren schreibt, nicht nur zumutbar, sondern naheliegend gewesen, zumal die Ausschreibung dazu - die im Fluß befindliche Forschungslage vorausgesetzt - die wesentlichen Angaben enthält.

Wenn du diese einfachen Schritte unterlassen hast, dann gibt es dafür nur eine Erklärung: Du wußtest schon vorher, worum es geht. Das erste Thema, über das man sich unterhal-

ten muß, heißt also: intellektuelle Blindheiten oder: daß die Theorie, wie der Igel, immer schon da ist. Man weiß vorher, was man selber denkt, auf welcher Seite man ist, und auf welcher die anderen. Da hat man sie schon wieder, die ewigen Verdrängungstäter, und wenn sie jetzt bedenkenswerte Sätze schreiben, die man sogar absatzweise zitieren kann, dann um so schlimmer. Worüber wir uns zuerst streiten müssen, ist also nicht das Verhältnis zur deutschen Geschichte, zur Vernichtung der Juden und ihrer Verdrängung durch die Deutschen, sondern, was unsere Aufgabe als Intellektuelle ist. Prinzipienwissen, bis hin zu Dogmatismus, ist mir bislang weder in linker noch rechter Form möglich gewesen. Ich sehe meine Aufgabe als Intellektueller im Mißtrauen. Ich bin nicht zuletzt mißtrauisch auch gegen die Gewißheiten der Verletzten (das sind Deutsche wie Juden zweiter Generation), gegen Alleinzuständigkeitsbehauptungen, gegen linke Sauberkeit und gegen Monumente (einschließlich monumentalisierter Gedenkinszenierungen), die aus vergangenem Leiden heutige Macht und Zuständigkeit machen.

Wenn du den Ausschreibungstext wirklich gelesen und nicht nur vorn und hinten nach Bestätigungen deiner Überzeugung von einer neuen Verschwörung des Vergessens abgesucht hättest, dann hätte das vermutlich bedeutet, daß du dich auf Skepsis und nicht von vornherein klärbare Ausgänge einließest. Du hättest die auftretenden Ambivalenzen begrüßen und nicht denunzieren müssen, weil erfahrungsgemäß das Verschwiegene nur so oder gar nicht zur Sprache kommt (der Rest sind Inquisition und Schauprozesse). Daß hieße zugleich zu akzeptieren, daß wir in einer offenen Geschichte leben: daß also Veränderungen möglich sind, die wir nicht vorhersehen, daß Leute dazulernen, wenn man die Anstrengung unternimmt, auf sie zuzugehen, kurz, daß es nicht darauf ankommt, sich als Verwalter richtiger Meinungen zu bestätigen, sondern zur Lösung der deutschen Amnesie beizutragen.

Statt dessen hat es dir offenbar ausgereicht, zu wissen, wo du stehst, und im übrigen, was den besonderen Fall angeht, vom Büro Libeskind informiert zu werden. Da kommen wir auf eine zweite Ebene, die ebenfalls nicht mit den großen Keulen bestritten werden muß, weil das, was hier strittig ist, ebenfalls noch in einer Art Vorfeld zu klären wäre. Für dich ist Libeskind von vornherein der glaubwürdige Zeuge, die anderen sind die Schufte, die die Wahrheit nicht ertragen können. Ich habe da einen ganz anderen Eindruck. Du sagst: Libeskind hat mit seinem Beitrag die ganze Fragwürdigkeit der Aufgabe enthüllt. Ich sage: Libeskind hat, von der Fähigkeit des Zuhörens nicht geplagt, die Absichten der Aufgabenstellung und ihre Chancen gar nicht kapiert.

Und dann geht es ja auch um Wettbewerbsregeln. Das Thema sprengt, wie alle wissen, die Normalität. Ob ihm deshalb damit gedient ist, daß man sich nicht an Verfahrensformen hält und die eigene Lösung durchsetzen zu müssen meint, weil sie moralisch die einzig legitime sei, das ist aber doch die Frage. Es ist sicher auch bewundernswert, mit welcher Energie Libeskind's Stab die Presse mit seiner Lösung beackert. Aber das ist eben auf weite Strecken auch nur seine persönliche Durchsetzungsstrategie. Diese Strategie bezieht ihre Durchschlagskraft nicht nur aus der unabhängig von der Wettbewerbsaufgabe vorgetragenen Lösung, sondern auch aus einer bedenklichen Vermischung der Ebenen: die Art und Weise, wie Libeskind seine Architektur und das politische Schicksal eines Juden der zweiten Generation identifiziert.

Libeskind's Position einer Alleinzuständigkeit seiner Architektur und zugleich eines jüdischen Alleinvertretungsanspruchs für die Opfer ist verständlich, aber deshalb noch nicht richtig. Ich denke, daß man schon aus Takt beides auseinanderhalten muß: Daß sachlich die Rede von den Lagern und insbesondere von den Vernichtungslagern nichts mit dieser

oder jener Architektur zu tun hat, scheint mir auf der Hand zu liegen, und ich habe kürzlich, anlässlich des Wettbewerbs Topographie des Terrors, versucht, daraus Folgerungen für die architektonische Bearbeitung zu ziehen.

Erst recht halte ich die offene Drohung mit der Mobilisierung der internationalen Öffentlichkeit für schlechten Stil. Daß damit nicht zu spaßen ist, wissen die Berliner Verantwortlichen, die damals aus Geldgründen sein Museum nicht bauen wollten. Die Einschüchterung der Verantwortlichen der Stadt Oranienburg ist Libeskind, nicht zuletzt dank der Zeitgleichheit des Verfahrens mit der Brandstiftung auf dem Gedenkstättenengelände und dem darauffolgenden Besuch von Ignatz Bubis in Oranienburg, auch diesmal gelungen. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Bubis hat keineswegs, soweit ich weiß, zugunsten von Libeskind interveniert, vielmehr hat sich beides bei den in Oranienburg Verantwortlichen zu einer Panikreaktion summiert.

Deutsche Politiker haben einfach Angst, in die Schußlinie zu geraten. Sich den Gründen der Angst zu stellen, ist fast unmöglich, solange mit Politikern, die es tun, gerade auch von linken Saubermännern so umgegangen wird wie seinerzeit mit Bundestagspräsident Jenninger. Nicht zuletzt um die Bearbeitung dieser Angst und das fällige Auspacken des Unbenennbaren ging es natürlich in unserem Verfahren SS-Kaserne Oranienburg.

Im übrigen ist es nur mein persönliches Pech, daß ich als einzelner unter der Masse der Dinge, die man anfaßt, untergehe (den Mitstreitern in der LEG, meinen Auftraggebern, geht es leider ebenso). Ich kann einem Info-Feldzug, wie ihn das Büro Libeskind über Wochen geführt hat, nichts entgegensetzen. Ich kann nur antworten. Als dadurch aufgestörte Medien bei mir gefragt haben, habe ich internationalen Journalisten von Zeitung, Film und Fernsehen Rede und Antwort gestanden und sie, denke ich, auch vom Bedenkenswerten meiner Argumente überzeugen können. Aber auf einen, der mich fragt, kommen zehn, die aus der Hüfte reagieren.

Eine dritte Ebene schließlich sind die Fakten: Worum ging und geht es? Nur durch Libeskind informiert und ohne eigene Kenntnis von Sache und Umständen, bist du auch neben die Sache geraten. Sachsenhausen ist nicht Auschwitz. Es war das erste SS-KZ überhaupt, in dem bis 1939 etliche tausend deutsche Bürger gequält wurden, nach Kriegsbeginn zusätzlich Menschen des Widerstands aus allen überfallenen Ländern (besonders Polen und Tschechen), dann russische Kriegsgefangene und, nach der Wannseekonferenz, auch Juden. Wenn in Berlin um ein Mahnmal gestritten wird, daß nur den (deutschen) Juden gelten soll, nicht den anderen Opfern, dann ist das, im Hinblick auf die Folgerungen, eine erlaubte Unterscheidung.

Ebensowenig, wie es nur um den gelben Stern geht, geht es nur um die Gedenkstätte. Die Gedenkstätte existiert - daß sie verändert werden sollte, ist eine andere Frage und war eine Forderung auch unseres Verfahrens, das dazu auch Ergebnisse erbracht hat. Aber die Ausschreibung ging, wohl gemerkt, um das südlich vom Lager- und Kommandanturdreieck (und damit der heutigen Gedenkstätte) liegende Kasernengelände der SS-Wachmannschaften. Das ist eine der Flächen aus dem riesigen Flächenkomplex, den ich in der Ausschreibung die SS-Stadt genannt habe. Es ist bestimmt nicht die zentrale Fläche, die Libeskind daraus macht.

Drittens ist es eine Fiktion, die du dir durch das Lesen der Ausschreibung hättest sparen können, daß das Gelände überhaupt frei verfügbar ist. Wir haben mit dem Gelände durch den Filter der DDR-Nutzung hindurch zu tun, und wir haben es nicht mit einem leeren Gelände zu tun wie bei den GUS-

Kasernen. Die neue (post-DDR-) Nutzung ist bereits da. Die Etablierung des Finanzamtes im T-Gebäude und die des Polizeipräsidiums Oranienburg durch das Land Brandenburg waren schon 1991 Tatsache. Die Verzahnung mit dem Wohnen ist ebenfalls da. Weite Teile des Geländes sind von DDR-Gebäuden mitgeprägt: Die Kaserne war bis 1989 von einer motorisierten Schützendivision der NVA benutzt worden.

Wenn man überhaupt unterscheiden will, ist das wirkliche Kasernengelände der am wenigsten blutige Bereich. Wollte man ihn als Ort des Grauens stilllegen, müßte man vermutlich halb Deutschland stilllegen. Anders steht es mit der Villa Eicke im südöstlichen Winkel und dem T-Gebäude in der westlichen Erweiterung. Aber diese Gebäude standen zur Normalisierung gar nicht zur Diskussion. Die zukünftige Nutzung der Villa durch die Brandenburgische Gedenkstättenkommission steht fest, und für das T-Gebäude ist ähnliches gefordert und weiter zu fordern.

Nur ist überhaupt die Frage, welches Gelände denn nun unbedingt nicht mehr benutzt werden dürfe, nicht nur willkürlich, sondern geht auch an dem wesentlichen Punkt vorbei: Was man damit erreichen will! Oranienburg ist nicht Berlin, das T-Gebäude nicht das Reichssicherheitshauptamt oder auch nur das SS-Wirtschaftsamt, das die ökonomische Ausbeutung der Lager betrieb. Wie man mit einem solchen, als ganzes gar nicht stilllegbaren Mördengelände umgeht, hängt von Ort, Zeit, besonderen Umständen ab. Wer sich allein über das Argument erregt, daß der Wettbewerb der Urbanisierung von KZ-Fläche galt, den muß man daran erinnern, daß das Lager überall war, in den Oranienburger Fabriken, auf den Bahnhöfen und Straßen, in den riesigen Werkstattbereichen nordöstlich der heutigen Gedenkstätte, in die zur Zeit mit Bundesmitteln ein Gewerbepark hineingebaut wird, in den Sonderlagern, die jetzt erst vollständig ergraben werden, östlich des Oder-Havelkanals, wo einst Tausende beim Bau des Hafens und der Errichtung des Ziegelwerkes bewußt in den Tod getrieben wurden, wo ein eigenes Speziallager existierte und wo sich heute eine Baustofffirma etabliert hat, und daß auf dem Gelände, auf dem die Massenexekutionen erfolgten, dem Industrie- und Bauhof, heute, nach NVA-Nutzung, eine Einrichtung zum Warten der städtischen Omnibusse geplant ist.

Die LEG hat gegen diese letzteren Nutzungen Stellung bezogen, aber zugleich den Umbau der Kaserne akzeptiert. Natürlich hat sie sich diese Fläche auch nicht ausgesucht. Die Bebauung war von der Oranienburger Stadtverordnetenversammlung schon Anfang 1991 beschlossen worden. Die LEG hat sich dazwischengeklemt, um die unerträgliche administrative Selbstverständlichkeit dieser Wegräumung von Lagergelände aufzubrechen. Die dabei leitende Frage war, wie man die Nutzung durch Polizei und Finanzbehörde rückgängig machen oder begrenzen könnte.

Dazu muß man wissen - das alles ist der Ausschreibung übrigens zu entnehmen -, daß die Polizei sich auf dem Gelände weiter breitmachen will, unter anderem geht es um einen Hubschrauberlandeplatz und ein Polizeigefängnis. Wieso gegen diese nun wahrhaft deutsche Kontinuität nichts einzuwenden ist, ist mir unerfindlich. Wenn ich etwas boshaft aus der Intellektuellenseele lesen darf, dann vermutlich deshalb, weil sich daran so schön zeigen läßt, daß sich in diesem Lande nie etwas geändert hat.

Die Ausschreibung versuchte jedenfalls den beiden Absichten von Land Brandenburg (Polizeipräsidium und Finanzamt) und Stadt (Wohnungsbau für Landes- und Bundesbedienstete) gegenüber eine Position öffentlicher Reflexion aufzubauen. Dem Land gegenüber wurde gesagt: Die Kontinuität von SS-,

NVA- und Polizei-Kaserne ist nicht tolerierbar, hier muß einmal gebrochen werden. Ebenso wenig kann das Finanzamt eine Dauerlösung sein.

Der Stadt gegenüber wurde gesagt: Wenn ihr dort unbedingt ein Wohnviertel bauen wollt - gut, dann aber unter einer Bedingung: daß die Gedenkstätte (das Lager-Dreieck) nicht noch tiefer in einem Gestrüpp von Einfamilienhausidyllen versteckt wird, sondern daß ein richtiges Stadtviertel entsteht, das die Stadt auf die Gedenkstätte hin öffnet und die Gedenkstätte in der Stadt sichtbar macht. Das wäre das Ende der heutigen Ausgrenzung der Gedenkstätte und die Institutionalisierung einer Reibung an der eigenen Geschichte.

Damit kommt man zum Kern der Sache. Oranienburg liegt in der Ex-DDR. Die DDR hat die bekannte Gedenkstätte Sachsenhausen errichtet, in Oranienburg hat man aber seit Jahrzehnten geschwiegen. Die Einfamilienhäuser der SS-Offiziere sind längst gewöhnliche Wohnhäuser, große Lagerflächen sind von Wald überdeckt und dienen der NVA als Manövergelände. Die Gedenkstätte ist perfekt versteckt und wird nur von Leuten aufgesucht, die zu diesem Zweck nach Oranienburg gekommen sind. Die Stadt hat mit der ganzen Sache offenbar nichts zu tun. Wir sahen im Bebauungsprojekt die Chance, das zu ändern. Was wir erreichen wollten, ist keine weltweite mediale Zeichenaktion, sondern das lokale Aufbrechen des deutschen Schweigens, der Beginn einer Diskussion.

Eine Ausweitung und Monumentalisierung der Gedenkstätte trüge dazu nichts bei, im Gegenteil, es ersparte jede weitere Auseinandersetzung, weil man ja die Gedenkflächen hat. Die Urbanisierung packt die Menschen bei ihren gewöhnlichen Interessen und verwickelt sie deshalb tatsächlich mit ihrer verdrängten Geschichte. Daß es dabei säuberlich zugeht, ist unmöglich, ja, die Unsauberkeit muß gerade gesucht werden, damit das generationenlange Verschweigen irgendwann einmal aufhört und die Menschen anfangen zu reden.

Wenn ich deinen Text lese, ist dagegen offenbar Sauberkeit das höchste Gut. Aber die gibt es nur auf dem Papier, ob Zeichnung oder gedruckter Text. In der Wirklichkeit läuft das, was du, Libeskind zum alleinberechtigten Zeugen machend, forderst, auf eine ästhetisch konsequente Einfrierung hinaus, einen Monumentalfriedhof nach dem Muster "Wenn schon nicht zur rechten Zeit, dann wenigstens am falschen Platz" (Bauwelt).

Mit welchem Recht? Ich meine das nicht persönlich, weil ich die persönlichen Fäden in Umrissen zu kennen glaube, die dich da führen. Ich frage bewußt unpersönlich nach der als Intellektueller dabei von dir übernommenen Rolle. Kann man Opportunismus nur vermeiden und Enttäuschung mit und an den Deutschen nur verarbeiten, indem man den Scharfrichter spielt? Ist darin nicht auch unnötig viel Rechthaberisches, Autoritäres, Verächtliches? Ist es wichtiger, daß ein für allemal das mörderische Unrecht festgestellt wird, als daß die Deutschen einmal anfangen, sich zu ändern?

Daß sie das nur unter Mißtönen und Fehlgriffen tun können, ist doch klar. Also her mit den Mißgriffen, sage ich, rein in die wirkliche Auseinandersetzung. Ich behaupte ja gar nicht, daß die Urbanisierungsstrategie unwiderstehlich ist. Aber sie ist eine Chance.

Mit herzlichen Grüßen und unverminderter Sympathie

Dein Dieter

Gegenrede Peter Neitzke

Lieber Dieter,
die von der Stadt Oranienburg herausgegebene Dokumentation des Verfahrens habe ich Seite für Seite gelesen. Wenn ich mich in meinem Kommentar trotzdem nicht der Hoffnung anschließe, eine Urbanisierung des SS-Kasernengeländes des Konzentrationslagers Sachsenhausen könne, wie Du es in Deinem Brief formulierst, "zur Lösung der deutschen Amnesie" beitragen, dann nicht, weil ich die Oranienburger Veröffentlichung, wie Du vermutest, lediglich nach Bestätigungen für meine angebliche "Überzeugung von einer neuen Verschwörung des Vergessens" abgesucht hätte - der Vorhalt, mein Kommentar zum Gutachterverfahren könne letztlich - Du sagst es so nicht, aber meinst genau dies - nur einen Dogmatiker zum Autor haben, ist er nicht die allzu derb geratene Maske Deiner Verletztheit? -, sondern weil ich die Sätze, die die Jury über Libeskind's Arbeit zu Protokoll gegeben hat und die ich aus gutem Grund zweimal zu lesen empfahl, nicht anders denn als Kontinuität des Verdrängens lesen kann, um deutlicher zu sein: als Angst vor der Gegenwart der Erinnerung, vor einer Vergangenheit, die nicht vergehen will.

Diese Sätze seien hier wiederholt. Libeskind's Beitrag besitze, urteilt die Jury, "eine Dimension an Größe und Intensität, welche die Stadt Oranienburg, das Land Brandenburg, wahrscheinlich die Bundesrepublik Deutschland überfordern", und sie ergänzt: Die "Realisierung seines Entwurfs würde eine erneute Traumatisierung der Stadt Oranienburg bedeuten".

Um jedes Mißverständnis auszuräumen: Mir ging - und geht - es in erster Linie um Libeskind's Haltung gegenüber dem Urbanisierungsprojekt, nicht um seinen Vorschlag. Ohne daß ich irgendeine glaubwürdige Alternative zu nennen wüßte und auch ohne eine künstlerische Überhöhung des Geländes, wie sein Beitrag sie will, für die angemessene Lösung zu halten, teile ich seine Auffassung, daß die in Aussicht genommene Nutzung das Gebiet, um das es geht, trivialisiere.

Ich habe mich, ohne mich auf Einzelheiten des Projekts, auf die realpolitischen Bedingungen etc. einzulassen, zu dem Gutachterverfahren nur aus einem einzigen Grunde geäußert: Wer die Bundesrepublik Deutschland nicht überfordern will - dieser Maxime folgen, wie Du weißt, alle diejenigen, die endlich einen Schlußstrich ziehen wollen - und vor einer "erneute(n) Traumatisierung der Stadt Oranienburg" warnt, geht - ohne dies freilich ausdrücklich zu wünschen - den Weg der wegsehenden Mehrheit, den Weg derer, die die Urbanisierungsthese ja gerade gegen das Verdrängen zu gewinnen hofft. Wer die Gedenkstätte für die Stadt öffnen will und zugleich eine erneute Traumatisierung fürchtet, muß sich fragen lassen, ob das Konzept "Wo Lager war, soll Stadt sein" nicht - real wie im übertragenen Sinne - das Zuschütten des SS-Kasernengeländes betreibt. "Man will von der Vergangenheit loskommen: mit Recht", notiert Adorno in seinem Aufsatz 'Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit' (1959), "weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt (...)"; und er fügt hinzu: "mit Unrecht: weil die Vergangenheit, der man entrinnen möchte, noch höchst lebendig ist." Daß ausgerechnet der gewöhnliche städtische Alltag die günstigste Voraussetzung für die Auseinandersetzung mit der Nazigeschichte ist, bezweifle ich ebenso entschieden, wie ich ratlos wäre, wenn man mich fragte, was ich denn vorzuschlagen hätte.

Die Urbanisierung, schreibst Du, packe die Menschen bei ihren gewöhnlichen Interessen. Indem sich das Stadtviertel zur Gedenkstätte öffne, würden die Menschen, die dort woh-

nen, sozusagen ganz dinglich genötigt sein, sich mit der Vergangenheit des Geländes, auf dem sie leben, mit einem Wort: mit der Vernichtung der europäischen Juden durch das Nazi-regime und die Ungezählten, die ihm dienten, ihm zujubelten oder es durch Wegsehen gewähren ließen, auseinanderzusetzen. Daß die Urbanisierung sie "tatsächlich mit der verdrängten Geschichte" verwickle, halte ich für eine dürre Illusion. Wer einkauft, die Kinder vom Spielplatz abholt und Vorbereitungen für Stadtteilstadt trifft, mag dies nicht im Schatten der Vergangenheit tun.

Du bist mißtrauisch gegen die "Gewißheiten der Verletzten" (das seien, schreibst Du erklärend, "Deutsche wie [??] Juden zweiter Generation"). Dieses Mißtrauen ist dort berechtigt, wo solche Gewißheiten Schweigen zu erzwingen suchen. Und doch habe ich den untrüglichen Eindruck, daß sich davon im Hinblick auf "Alleinzuständigkeitsbehauptungen" und "Monumente, die aus vergangenem Leiden heutige Macht und Zuständigkeit machen" - wen oder was meinst Du eigentlich mit dieser mehr als zwiespältigen Formulierung? -, so nur in Deutschland reden läßt. In einem Land, in dem die Mehrheit nicht erinnert werden will.

Nun willst Du und wollt das Oranienburger Gutachterverfahren das genaue Gegenteil, davon zeugen der Text der Ausschreibung und nicht minder Dein Brief.

Die Zeit nach 1945 hat den Deutschen ausreichend Gelegenheit geboten, der Vergangenheit ins Gesicht zu sehen. Dazu bedurfte es keiner Gedenkstätte und keiner Erinnerungstafel. Die auf Hitler vereidigten deutschen Lehrer, die uns unterrichteten, hätten sich 'nur' erinnern und reden müssen. Du hast denselben Typus den Klassenraum betreten, redend schweigen und gehen sehen zu einer Zeit, als wir noch nicht die Courage besaßen, zu fragen, wieso man uns Bergengruen statt Brecht lesen ließ, warum der Geschichtsunterricht spätestens mit der Weimarer Republik endete und einen zweiten Durchgang startete, der im Zweistromland begann. Vor allem aber: Was haben denn all diese Lehrer gesagt und worüber haben sie so lange geschwiegen, warum redeten sie nicht von den Kollegen, die Mannheimer, Schulitz oder Grün hießen und eines Morgens nicht mehr zum Dienst erschienen, und was wußten sie von denen, die irgendwann in der Wehrmacht verschwanden und nach getaner Arbeit in den Mordkommandos Feldpostkarten in die Heimat schickten? In den späten fünfziger Jahren zeigte ein jüdischer Berliner Galerist - lange bevor das 'Braunbuch' in der DDR erschien - eine Ausstellung, die zu zeigen Schulen, Bezirksamter etc. einhellig abgelehnt hatten: Tafeln mit den Namen und der Karriere deutscher Richter, Ärzte, Universitätsprofessoren, Polizisten. Wen kümmerte es, daß die dort porträtierten Herrschaften längst wieder Amt, Sitz und Stimme irgendwo im Westen hatten? Wer erhob nach dem Tod der paar Abgeordneten, die der Mehrheit im Deutschen Bundestag, etwa gelegentlich der Wiederbewaffnungsdebatte von 1953, diejenigen in Erinnerung gerufen hatten, deren Erbschaft die politische Klasse des Landes angetreten hatte, statt sie auszuschlagen, seine Stimme? Welcher deutsche Politiker sah sich genötigt, die Selbstmorde von Josef Wulf oder Jean Améry zum Anlaß zu neh-

men, öffentlich über Deutschland nachzudenken? Wer stellte Herrn Strauß wegen einer Bemerkung zur Rede, die das deutsche politische Durchschnittsbewußtsein gleichsam endgültig formulierte: Man habe es, hieß es da im Jahre 1969, angesichts der Position, die Deutschland wirtschaftlich bekleide, nicht nötig, sich noch länger Auschwitz vorhalten zu lassen. Wo sind an öffentlichen Plätzen die unübersehbaren Tafeln mit den Namen der Verschleppten und Ermordeten, mit den Namen derer, die gegen den Hitlerfaschismus kämpften? Wer reißt aus ihren Verankerungen die Tafeln mit den Namen derer, die für 'Ruhm und Ehre des Vaterlandes ihr Blut gelassen' haben?

Hoffst Du wirklich, daß die Urbanisierung eines SS-Geländes die Chance zu etwas bietet, das jahrzehntelang - unten praktiziert, oben mehrheitlich gebilligt - unterblieb? Ich verstehe Deine Verbitterung angesichts eines Kommentars, der Dir als schnelle und billige Reaktion erscheint - und wüschte doch, Du könntest ihn nicht als Weigerung verstehen, aus einer 'Lager'mentalität auszubrechen. Wenn Mißtrauen die Aufgabe von Intellektuellen ist, dann wäre es auf jeden Gedanken auszudehnen, der sich, was Deutschland betrifft, eher an eigenen Wunschbildern denn an Tatsachen orientiert. Natürlich wünschte ich mir wie Du, "daß Leute dazulernen". Das Lernen aus der Geschichte indes gehört für mich zu den Märchen, aus denen sich "die Linke" einen Teil ihrer Identität zimmert (und nicht immer muß es sich dabei um Niederlagen handeln, die in Siege umgelogen werden).

Irgendwie - besser kann ich es nicht sagen - gehöre ich zu den "Juden zweiter Generation". Ich beanspruche deswegen nicht, "zuständiger" zu sein. Möglich aber, daß ich vielleicht deswegen keine Illusionen über Deutschland hege. In meinem letzten Schulgeschichtsbuch, das die Zeit von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart abhandelte, es muß 1955 herausgekommen sein, galten der Vernichtung der europäischen Juden ganze zwei Zeilen. "Im Zuge der nationalsozialistischen Rasseideologie", hieß es da, hätten "zahlreiche Juden ihr Leben verloren"; zehn Jahre zuvor war das Thema noch auf etwa zwei Seiten behandelt worden. Die Deutschen, Du kennst den jüdischen Witz, der das Lachen gefrieren ließe, werden den Juden nie verzeihen, was sie ihnen angetan haben...

Auf einer Tafel vor dem Gelände des Konzentrationslagers Neuengamme liest man unter anderem: "In weiteren Baracken waren die Wachmannschaften untergebracht, die von der Waffen-SS gestellt (!) wurden. Die SS zeichnete sich in der Behandlung (!) der Häftlinge durch besondere Willkür und Unmenschlichkeit aus." Das 'Verschwinden der Vergangenheit im Gedenken', so der Untertitel des Bandes, dem ich die beiden Sätze entnommen habe (Reinhard Matz, Die unsichtbaren Lager. Das Verschwinden der Vergangenheit im Gedenken, Reinbek bei Hamburg 1993), ist ebenso Realität wie Unfähigkeit, die Nazi-Verbrechen zu begreifen; von dieser Realität, nicht vom Aufbrechen des Schweigens, zeugen die Schilder, Hinweise und Souvenirläden der Gedenkstätten, die doch eingerichtet wurden, damit die Deutschen, sie vor allem, sich erinnern sollten.

Dein Peter

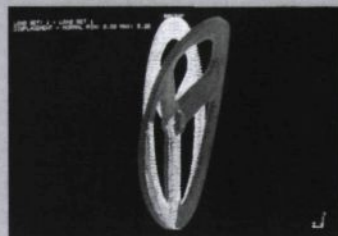
FES

Wenn man die Gebäude des Instituts für Forschung und Entwicklung von Sportgeräten (FES) von außen betrachtet, weist nichts darauf hin, daß hier in Berlin-Köpenick technische Innovationen vollbracht werden, die weltweit Beachtung finden. Selbst wenn man auf dem Betriebsgelände ist, möchte man noch meinen, man hätte eine normale Werkstatt vor sich, in der Autos repariert oder Einbauküchen zugeschnitten werden. In mehreren kleinen Hallen

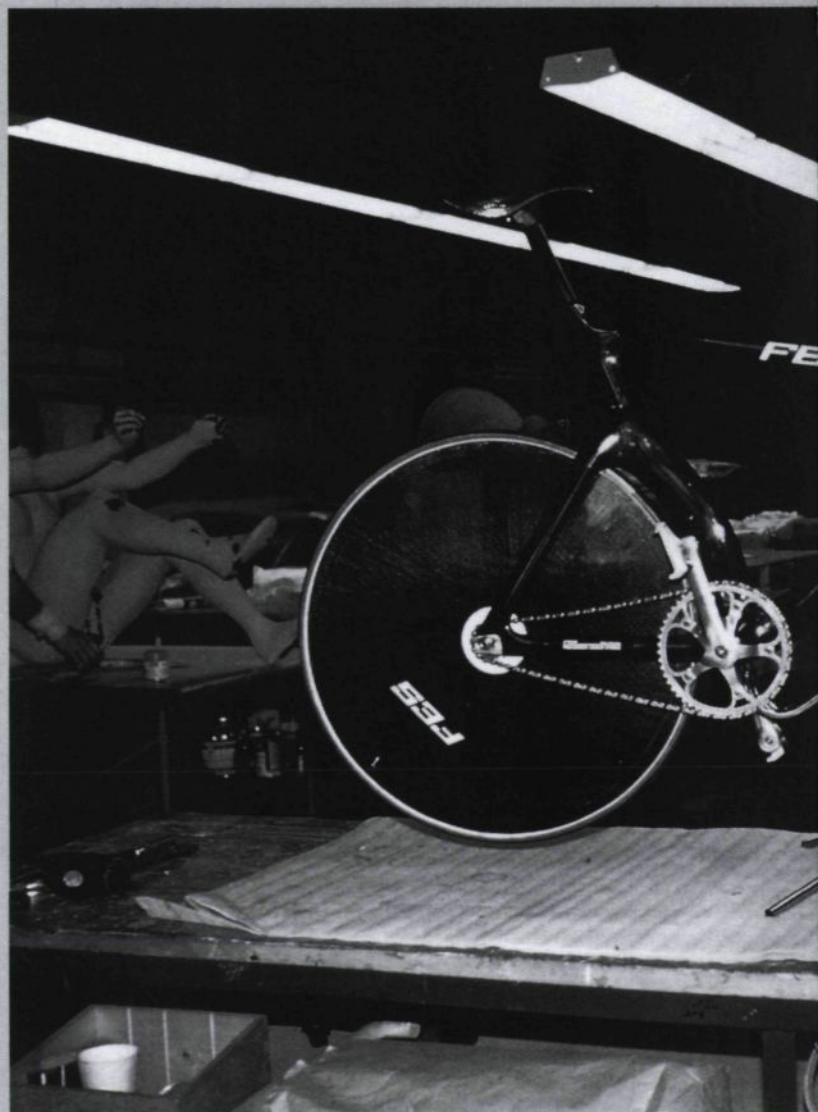
und Räumen, die eher ölige Garagen sind als cleane Forschungslabore, steht ein teilweise rostiger Maschinenpark. Statt Männern in weißen Kitteln sieht man Handwerker mit dreckigen Händen herumlaufen. "Wenn man die Werkstatt sieht, kann man sich gar nicht vorstellen, was hier eigentlich passiert", meint auch Kurt Debus. Er ist der Direktor des FES, das er Mitte der 60er Jahre in der DDR mitgegründet hat. Das Institut hatte in der DDR eine Sonderstellung. Es war der wichtigste Ort, an dem hochgradig optimiertes Gerät für die internationalen Wettkämpfe von DDR-

Sportlern entwickelt wurde. In der Hauptsache waren das Segelboote, Kanus, Schlitten, Bobs und Fahrräder. Als Einzelstücke gebaut, waren die Geräte oft genau auf die spezifischen Bedürfnisse eines individuellen Sportlers oder einer Mannschaft zugeschnitten. Das mühsame Anpassen der Geräte an ihre Benutzer und die Wettkampfbedingungen hat dem FES außergewöhnliche Erfolge beschert.

Viele Medallien sind mit Geräten des FES für die DDR gewonnen worden. Auf Grund der Erfolge leistete es sich der Arbeiter- und Bauernstaat, zuletzt 180 Leute am FES zu beschäftigen. Mittlerweile sind es nur noch 60 bis 70 Mitarbeiter. Das Institut hat im wiedervereinigten Deutschland Vereinsstatus erhalten. Die Mitglieder des Vereins sind diverse deutsche Sportverbände, die den



Entwicklung und Bau eines Fahrrads bei FES in Berlin-Köpenick: Mittels eines Computers wird die Spannungsverteilung in einem Vorderrad eines Fahrrads sichtbar gemacht (oben). Ein Negativ der am Computer entwickelten Form wird erstellt. In Handarbeit wird das Rad aus seinen Komponenten zusammengesetzt

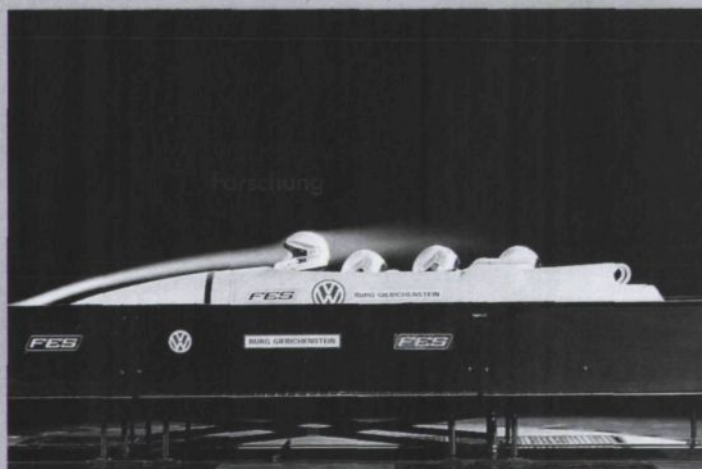
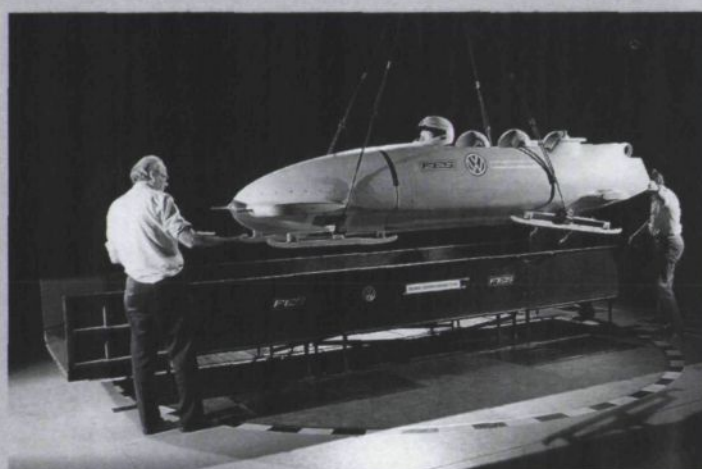


Verein finanzieren und im Gegenzug ihre Top-Athleten dort ausrüsten lassen. Etwa 4 Mio. DM, inklusive aller Zuschüsse, stehen dem Institut pro Jahr damit noch zur Verfügung. Zusätzliche Unterstützung kommt von Universitäten und Firmen, etwa Autoproduzenten wie z.B. VW, die den Köpenickern gelegentlich ihren Windkanal zur Verfügung stellen. Unverändert ist am FES auch nach der Wende die Art geblieben, Handwerk und Wissenschaft Hand in Hand gehen zu lassen. Die Grundlage dafür liefert eine starke Mi-

schung von Fachkräften unterschiedlicher Sparten. Etwa die Hälfte der Mitarbeiter hat Ingenieurberufe erlernt, die andere Hälfte sind Handwerker. Einige sind sowohl Facharbeiter als auch Wissenschaftler. Im FES arbeiten Tischler und Bootsbauer, Metallfacharbeiter und Informatiker, Maschinenbauer und Materialforscher zusammen. Die Mischung mag ein Grund für den Erfolg sein, den man dem FES bescheinigen muß, um so mehr, wenn man bedenkt, daß

vor der Wende die technischen Möglichkeiten des FES im Vergleich zu westdeutschen Firmen relativ beschränkt waren. Die Sportgeräte wurden in Köpenick eben nicht am Reißbrett entworfen, sondern gleich auf ihre Realisierbarkeit hin überprüft. Erkenntnisse aus unterschiedlichen Disziplinen wurden auf neue Art und Weise miteinander kombiniert. Theoretisches Wissen und handwerkliche Intuition ergänzten sich. Die Zusammenarbeit mit den Sportlern war eng. Mitarbeiter des FES fuhren schon öfter mal beim Training in einem Bob mit, auch wenn das

blaue Flecken gab. Das alles hat eine besondere Arbeitsatmosphäre hervorgebracht. Die Arbeit ist für die einzelnen Angestellten offensichtlich so attraktiv, daß die meisten trotz einer gegenwärtig mittelmäßigen Bezahlung ihrer hohen Qualifikation am FES bleiben wollen. Kurt Debus meint zufrieden dazu: "Die Leute bleiben, weil es ihnen einfach Spaß macht, hier zu arbeiten."



Im Windkanal wird die Aerodynamik eines Bobs simuliert. Selbst minimalste Haltungsverschiebungen der Bobinsassen können in ihren Auswirkungen auf die Windschlupfrigkeit genau überprüft werden

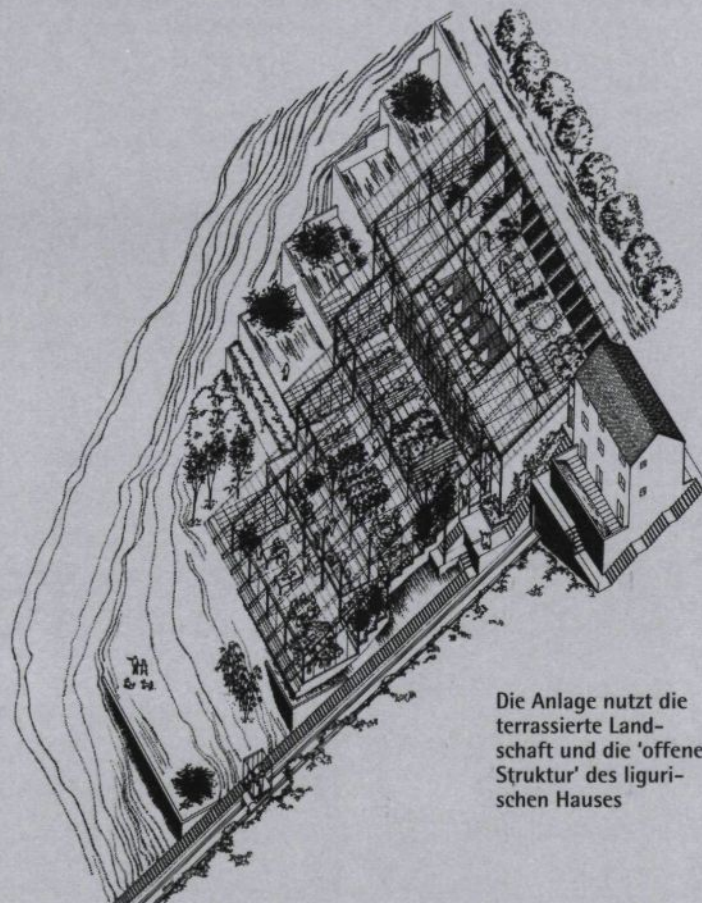
Renzo Pianos workshop in Vesima

Renzo Piano ist einer der wenigen Architekten, die nicht nur innovativ bauen, sondern Ingenieurbau in umfassendem Sinn betreiben. Bei ihm werden Gebäude, Autos und Schiffe geplant. Das ist möglich, weil das Büro auf wissenschaftlichem Niveau selbst ständig mit neuen Techniken experimentiert. Der Ort dafür ist Vesima bei Genua, wo das Büro quasi sein Erfinderstübchen hat. Zur Zeit werden dort vor allem natürliche und traditionelle Materialien auf ihre Verwendbarkeit im Ingenieurbau hin untersucht. Neue Tragsysteme aus Holz und Stein werden ausprobiert, natürliche Konstruktionen werden analysiert. Forschungen zu Tageslicht und natürlicher Belüftung sind im

Gang. In Zusammenarbeit mit der UNESCO läuft ein Forschungsprojekt zur Einsetzbarkeit von Naturfasern beim Bauen. Dieses umfangreiche Projekt war 1990 der Grund für den Bau der Forschungsanlage in Vesima, die mit Geldern der UNESCO finanziert wurde. Renzo Pianos Team forscht also nicht auf ei-

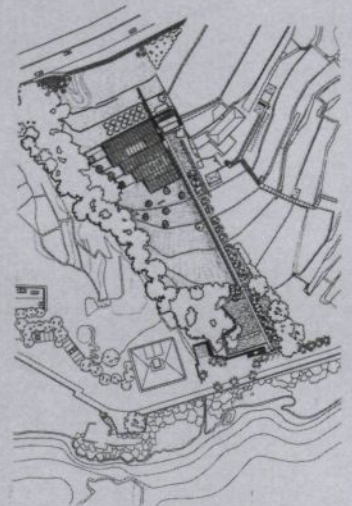
gene Faust oder allein, sondern steht ständig im Austausch mit anderen Ingenieuren und Organisationen. Lange währt z.B. auch schon die intensive Zusammenarbeit mit Ove Arup. Auch Studenten kommen häufig nach Vesima, um hier eine Zeitlang zu arbeiten. Selbst japanische Baufirmen schicken Mitarbeiter vorbei. Das Büro hat Anziehungskraft. Das kommt sicher

auch daher, daß in Vesima ein Anspruch kultiviert wird, der über das bloße Anwenden neuer Techniken hinausgeht. Vielmehr möchte man Technik und Natur in eine Balance bringen, d.h. Technik so einsetzen, daß sie in

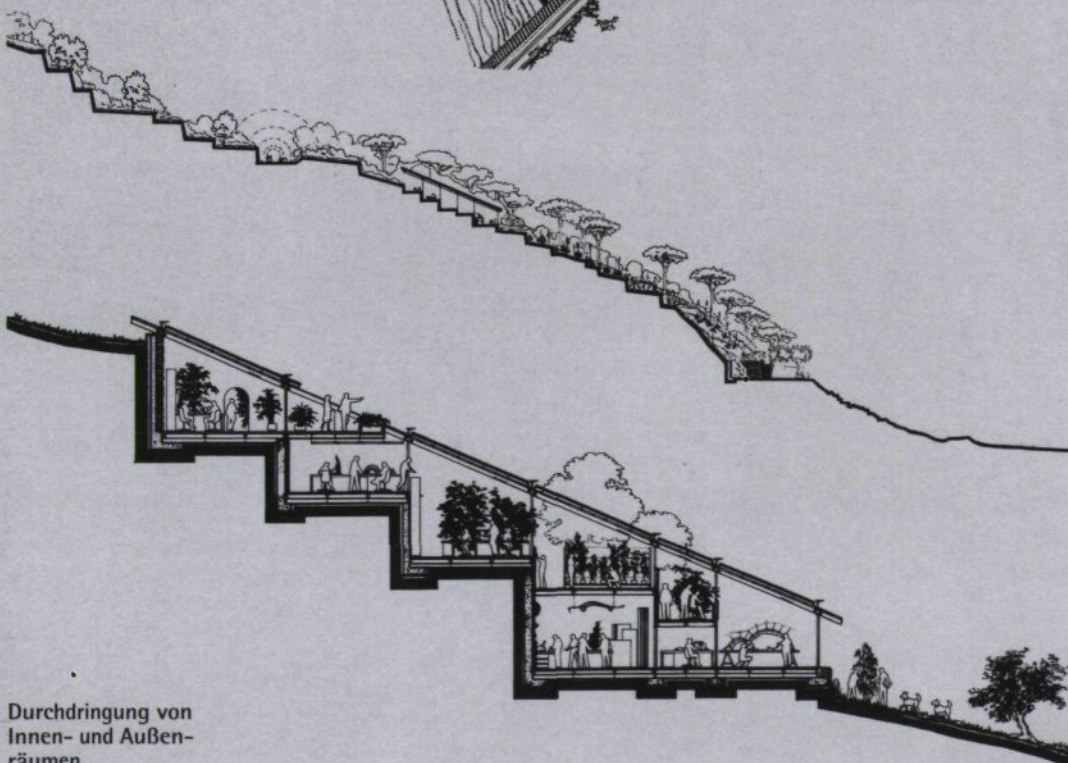


Topographischer Schnitt. Der Hügel mit Bambus und Agaven ist ein integraler Bestandteil des workshops, dessen Hauptzweck das Studium natürlicher Materialien ist

Die Anlage nutzt die terrassierte Landschaft und die 'offene Struktur' des ligurischen Hauses



Lageplan



Durchdringung von Innen- und Außenräumen



Einklang mit ihrer Umgebung steht. Das Gebäude in Vesima selbst spiegelt diesen Anspruch wider. Es liegt frei in der Landschaft mit Blick aufs ligurische Meer. An einen Hang gebaut, paßt es sich einer Terrassierung an, die durch die traditionelle Landwirtschaft entstanden ist. Das Gebäude, fern der Straße, ist nur über eine Treppe oder mit einer kleinen Zahnradbahn zu

erreichen. Es ist nicht viel mehr als ein leichtes Glasdach, das vier Terrassenstufen mit unterschiedlichen Nutzungen, wie Labor, Büro, Werkstatt und Pflanzenzucht zusammenfaßt. Das Dach ist zweischalig und liegt auf einem Gitter aus Brettschichtholz, das von dünnen Stahlstützen getragen wird. Die eine Schale des Dachs besteht aus Klarglas, das mit einem Plastikfilm, der die Wärmedämmung erhöht und Licht filtert, beschichtet ist. Die Schale dar-

unter besteht aus beweglichen Aluminiumlamellen, die von Solarsensoren kontrolliert werden. Die Zweischaligkeit des Dachs erzeugt eine Kaminwirkung zwischen den Schichten. Heiße Luft wird ständig nach oben abgeführt, kühlere strömt von unten nach. So können die Solargewinne und die Lichtintensität im Gebäude kontrolliert werden. Im Grunde ist das Gebäude sehr einfach. Es greift sehr zurück-

haltend in seine Umgebung ein, verschmilzt fast mit ihr und profitiert von ihr, weil es technisch angepaßt und optimiert ist. Diejenigen, die in ihm forschen, haben in gewisser Weise ständig ein Beispiel für die angestrebte Synthese von Natur und Technik vor Augen.



Transparentes Dach über den Terrassen

EG - Förderprogramm für Energiesparendes Bauen

Im Rahmen ihres Förderprogramms nichtatomarer Energiequellen, genannt Joule 2, unterstützt die Europäische Gemeinschaft auch das energiesparende Bauen. Die Förderung läuft unter zwei verschiedenen Stichworten: "Solar House" und "READ" (Renewable Energies in Architecture and Design): Mit READ wird eine Institution, d.h. eine Arbeitsgruppe der EG bezeichnet. Dieser Gruppe gehören Architekten an, die sich auf dem Gebiet des energiesparenden Bauens hervorgetan haben. Vorsitzende der Gruppe sind momentan Thomas Herzog und Norman Foster. Die Aufgabe der Gruppe besteht in der Schaffung eines europäischen Informationsnetzes, der Suche nach neuen Strategien und der Publikation des aktuellen Wissensstands zum Thema energiesparendes Bauen. Außerdem ist ein Pilotprojekt geplant. Ein städtisches Quartier soll als Energiesparviertel projektiert werden. Gemeinsam sollen auf unterschiedlichsten Ebenen, also im Städtebau, Hochbau und in der Verkehrs- und Freiraumplanung neue Konzepte erarbeitet werden, um auf Basis dieser Konzepte in einem späteren Stadium europäische Städte auszuwählen und Investoren für eine Realisierung zu gewinnen. Solar House ist ein projektbezogenes Förderprogramm der EG, das sowohl

einzelnen Gebäuden als auch der Entwicklung von baulichen Komponenten zugute kommen kann. Die aktive oder passive Gewinnung von Sonnenenergie steht hier im Mittelpunkt des Interesses. Das Programm ist als "pränormatives Forschungsvorhaben" gedacht, d.h. angestrebt wird eine Förderung von Gebäuden mit exemplarischem Charakter. Die architektonische Qualität der Projekte spielt also eine wichtige Rolle. Sollte ein Projekt als förderungswürdig anerkannt werden, übernimmt die Gemeinschaft 50 % der Kosten, die durch die Solartechnik anfallen. Vorschläge können von beliebigen juristischen Personen (Architekten, Büros, Gesellschaften....etc.) eingereicht werden.

Informationen:

READ Group
Stefan Behling
Sir Norman Foster and Partner
Hester Road, Riverside 3
London, UK
Tel.: 0044/71/7380455
Fax.: 0044/71/7381107

Solar House
Arthuros Zervos
Commission of the European Communities
Directorate General XII
200, rue de la Loi
B-1049 Brussels, Belgium
Tel.: 0032/2/2959985

Die Abbildungen zeigen Arbeiten von Bernd Albers: 1:1=1 (rechts), Mark Goulthorpe & Zaine Zanul & Yee Pin Tan: Dans l'ombre de Ledoux (unten links) und Ben van Berkel: Dream Transport (unten rechts)
Fotos: Bernd Albers

Architektur im Magazin in Grenoble

Wie viele andere Städte hat auch Grenoble eine alte Halle, in der Kunst ausgestellt wird. In Grenoble heißt sie ausgesprochen nüchtern Magasin, zu deutsch Laden. Dennoch ist der dreischiffige Glas-Stahlbau etwas Besonderes. Er wurde von Gustave Eiffel in Paris anlässlich der Weltausstellung zeitgleich mit dem Eiffelturm errichtet, später dann demontiert und in Grenoble wieder aufgebaut. Seit 1986 wird die Halle als Raum für Kunst benutzt, seit letztem Jahr verstärkt auch für Architekturausstellungen bzw. für Veranstaltungen, die sich mit Grenzbereichen zwischen Kunst und Architektur auseinandersetzen. Angefangen hat das mit ei-

ner Photoausstellung, in der verschiedene Künstler ihre Sicht von Gebäuden des Schweizer Teams Herzog und de Meuron dokumentierten. Es folgte eine Präsentation des Architekturfilmfestivals des Maison de l'Architecture de l'Isère und im Mai 92 die Ausstellung Application et Implication. Dabei waren neun junge europäische Büros eingeladen, freie Beiträge unter der Überschrift "modèle de pensée et acte de présence" abzuliefern. Unter den Architekten waren u.a. Bernd Albers, Donald Bates, Ben van Berkel und Enric Miralles. Bei allen Architekturprojekten arbeitet das Magasin mit der Ecole d'Architecture de Grenoble zusammen.

Informationen:
Magasin - Centre National d'Art Contemporain de Grenoble
Site Bouchayer-Viallet
155, cours Berriat
F-38000 Grenoble
Tel.: 0033/76/212422



Gründung eines Otl Aicher Archivs

Am 1. September 1991 ist Otl Aicher an den Folgen eines Verkehrsunfalls gestorben.

Zwei Jahre nach seinem Tod hat nun seine Frau, Inge Aicher-Scholl, den Nachlaß ihres verstorbenen Mannes einem gemeinnützigen Verein überlassen, der unlängst in Rotis bei Leutkirch gegründet wurde. Der Verein ist Träger eines Archivs, das die Arbeiten, Studien, Skizzen und Korrespondenzen Otl Aichers ordnen und der Öffentlichkeit zugänglich machen wird. Außerdem soll in Rotis ein Forum für Tagungen und Symposien, die einen thematischen Bezug zu Otl Aichers Werk haben, entstehen. Momentan wird die Finanzierung des Archivs durch die 250 000 DM-Spende einer Firmenstiftung möglich. Der ständige Unterhalt des Archivs soll aber in Zukunft durch Spenden und Beiträge von Fördermitgliedern aufgebracht werden. Vorsitzender des Fördervereins ist Norman Foster. Der Jahresbeitrag für Mitglieder ist 200,- DM.

Aus dem Nachlaß Otl Aichers liegt mittlerweile auch eine erste Publikation vor. Sie hat den Titel "schreiben und widersprechen" und enthält eine Sammlung politischer Essays.

Darunter befinden sich u.a. "Berichte aus der autonomen republik rotis 1990" und Aufzeichnungen, die Otl Aicher unmittelbar nach einem Besuch bei Christa und Gerhard Wolf im September 1989 machte und die betitelt sind: "mecklenburg herbst 89 - die ersten tage der revolution".

Informationen:
Otl Aicher Archiv Rotis
Renate Kirchner
88299 Leutkirch
Tel.: 07561/2077

Otl Aicher:
schreiben und widersprechen
essays 1987 - 1991
berichte aus rotis 1990
skizzen
Janus Press, Berlin 1993
266 Seiten, DM 62,-

Studienzentrum am Holländischen Institut für Architektur

Das Holländische Institut für Architektur, NAI, öffnet am 1. Oktober die Pforten seines neuen Gebäudekomplexes in Rotterdam. Die Anlage wurde von Jo Coenen geplant und beherbergt u.a. ein Archiv, eine Bibliothek, ein Museum und ein neues Studienzentrum. Das Zentrum wird in Zukunft einer bestimmten Zahl von Forschenden besondere administrative und technische Hilfestellungen leisten, die ähnlich wie Stipendien vergeben werden. In diesem Rahmen soll jedem, der vom Institut zur Förderung ausgesucht wurde, ein 24 qm großer Raum mit technischer Infrastruktur zur Verfügung gestellt werden. Die Dauer der Förderung ist auf 9 Monate beschränkt. Da das NAI in der Hauptsache Material zu historischer und zeitgenössischer holländischer Architektur sammelt, soll auch der Schwerpunkt der Forschung auf diesem Gebiet liegen. Voraussetzung für die Bewerbung am Studienzentrum ist in der Regel ein Hochschulabschluß, Ausnahmen sind aber möglich. Auch für diejenigen, die nicht forschen wollen, ist ein Besuch des NAI sicher lohnend - schon wegen des neuen Gebäudes.

Informationen:
Netherlands Architecture
Institute
The Selection Committee of the
Study Centre
Postbus 2410
NL-3000 CK Rotterdam
Tel.: 0031/10/4364201

Buchtips:

Architekturmuseum der TU
München (Hrsg.): Tel Aviv,
Neues Bauen 1930 - 1936
Wasmuth, Tübingen/Berlin 1993
249 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 44,-

Kunst- und Ausstellungshalle
der Bundesrepublik Deutschland
(Hrsg.): Sehnsucht, Das Panorama
als Massenunterhaltung des 19.
Jahrhunderts
Stroemfeld/Roter Stern
Basel 1993, 368 Seiten, zahlr.
Abbildungen, DM 59,-

Gudrun Kleine/Jörg Quibeldey:
Häuser, Typologie und Gestalt
Vieweg, Wiesbaden 1993
104 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 48,-

Vittorio Magnano Lampugnani/
Annette Becker (Hrsg.): DAM
Architektur, Jahrbuch 1993
Prestel Verlag, München 1993
192 Seiten, 270 Abbildungen,
DM 58,-

Bauwelt (Hrsg.): Hauptstadt Berlin,
Parlamentsviertel und Spree-
bogen
Birkhäuser, Basel 1993
256 Seiten, 1000 Abbildungen,
DM 88,-

Hans Kollhoff (Hrsg.): Tektonik
in der Baukunst
Vieweg, Wiesbaden 1993
137 Seiten, 50 Abbildungen,
DM 38,-

Gilles de Bure: Jean Nouvel,
Immanuel Cattani und Partner
Artemis, Zürich 1992
96 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 58,-

Diener und Diener: Bauten und
Projekte 1978 - 1991
Wiese, Basel 1992
155 Seiten, 211 Abbildungen,
DM 79,-

Herzog & de Meuron
Wiese, Basel 1992
72 Seiten, 41 Abbildungen,
DM 74,-

Frank Gehry und seine
Architektur
Wiese, Basel 1992
232 Seiten, 290 Abbildungen,
DM 109,-

Kristin Feireiss (Hrsg.): Ben van
Berkel
Ernst und Sohn, Berlin 1993
224 Seiten, 350 Abbildungen,
DM 90,-

Kunsthalle Tübingen (Hrsg.):
Avantgarde II 1924 - 1937,
Sowjetische Architektur
Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1993
287 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 128,-

Margarete Schütte-Lihotzky:
Die Frankfurter Küche
Ernst und Sohn, Basel 1992
64 Seiten, 47 Abbildungen,
DM 39,-

Klaus-Jürgen Sembach (Hrsg.):
1910 - Halbzeit der Moderne,
Van de Velde, Behrens, Hoff-
mann und die anderen
Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1992
224 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 88,-

J. Christoph Bürkle:
Hans Scharoun
Artemis, Zürich 1993,
176 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 48,-

Jörg Pampe (Hrsg.):
Körper-Flächen-Linien
Vieweg, Wiesbaden 1993
119 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 48,-

Kenneth Powell/Rowan Moore:
Struktur, Raum und Haut,
Nicolas Grimshaw and Partners
1988 - 1992
Ernst und Sohn, Basel 1993
256 Seiten, 294 Abbildungen,
DM 118,-

Anatolij Strigalev/Jürgen Harten
(Hrsg.): Vladimir Tatlin
Dumont, Köln 1993
380 Seiten, 675 Abbildungen,
DM 128,-

Werner Blaser (Hrsg.): Norman
Foster, Sketch Book
Birkhäuser, Basel 1993
111 Seiten, 170 Abbildungen,
DM 58,-

Othmar Humm/Peter Toggweiler:
Photovoltaik als Architektur
Birkhäuser, Basel 1993
120 Seiten, 220 Abbildungen,
DM 68,-

Alan J. Brookes, Chris Grech:
Konstruktive Lösungen in der
High-Tech-Architektur
Birkhäuser, Basel 1993
144 Seiten, 240 Abbildungen,
DM 128,-

James Wesley Scott: The Chal-
lenge of the Regional City
Dietrich Reimer Verlag,
Berlin 1993
234 Seiten, 13 Abbildungen,
DM 54,-

Colin Davies (Hrsg.): Michael
Hopkins & Partners, Bauten und
Projekte
Ernst und Sohn, Berlin 1993
240 Seiten, 300 Abbildungen,
DM 120,-

Maarten Kloos (Hrsg.): Die Haut
der Erde, Architektur für ein
neues Jahrhundert
Nishen, Berlin 1993
160 Seiten, zahlr. Abbildungen,
DM 24,-

Dieter Hanauske: Die Berliner
Wohnungspolitik in den 50er
und 90er Jahren, Aus der Ge-
schichte lernen?
Berlin 1993
188 Seiten, DM 48,-